

»Aber warum«, hast du an dem Tag gefragt, als du das begriffen hattest, »können nicht alle *alles*, jede Sprache der Welt sprechen, oder begnadete Akrobaten werden?«

Bapy hat gelächelt: »Weil nur die Kinder noch dazu fähig sind. Sie sind die Hüter des Ozeans unserer Potenziale, sie halten in ihren kleinen Händen alles, was Menschen werden und lernen können. Sind sie einmal geboren, beginnt eine natürliche, aber auch unabwendbare Auslese unter allen Potenzialen, je nachdem, ob sie im jeweiligen Umfeld eines Kindes nötig – also aktiviert sind – oder unnötig, also nicht aktiviert. Nimm als Beispiel Folgendes: In den Sektoren des Typs ›Urwald‹ ist es unerlässlich, ungefähr 200 Nuancen von Grün unterscheiden zu können, was in einem städtischen Umfeld wie dem unseren kein Vorteil ist. Jedes Kind kommt auf die Welt mit der Fähigkeit, diese Nuancen zu unterscheiden, aber weil es keinen Sinn hat, dieses Potenzial in unserem Quartier zu entwickeln, wird es sich verlieren zugunsten der Fähigkeiten, die hier für das Überleben nützlich sind. Diese Auslese aus der Vielfalt der Möglichkeiten funktioniert automatisch, ist unvermeidlich und unentbehrlich; sie erklärt, weshalb wir nur die Fähigkeiten entwickeln, die generell für die Lebewesen unserer Kolonie notwendig sind, neben ein paar anderen, individuelleren, die mit unserer Persönlichkeit, unseren Vorlieben und unseren eigenen Entscheidungen zu tun haben. Alle anderen verflüchtigen sich. Einige unter uns entwickeln eine große Zahl von Fähigkeiten, wie du, meine Kindliche Kaiserin; verglichen mit dem ursprünglichen Potenzial sind es dennoch nur wenige. Selbst ein Astrophysiker, der auch Akrobat ist und alle Sprachen unseres Schiffs spricht, ist nur ein Schatten dessen, was er alles hätte werden können. Das ist kein Unheil, es erniedrigt uns nicht, vielmehr ist es eine Einladung, den Kindern dieser Welt mit Demut zu begegnen, denn vom Gesichtspunkt ihrer Fähigkeiten her sind sie Riesen.«

# 7

Du hast auch einen kleinen Bruder.

Mama lebt seit ein paar Jahren mit einem Mann. Er ist der erste, sagt sie, weil sie auf ewig davon überzeugt bleiben wird, dass du keinen Vater hast. Nach deiner Geburt ist sie lange allein geblieben, hin- und hergerissen zwischen dem Wunsch, mit dir zusammen zu sein, und der Arbeit, die euren Lebensunterhalt sicherte. Bapy malochte auch für euch, aber er war schon immer ein Kleinverdiener gewesen und wollte es bleiben. Er wollte seine Zeit nicht vergeuden, die auch er mit dir verbringen wollte – was mit dem Bedürfnis nach Freiheit, das Mama seit jeher gekennzeichnet hat, sehr übereinstimmte.

Mama ist noch jung, sie ist immer noch schön. Sie war sehr umworben in eurem Quartier, sie hatte das eine oder andere kurze Abenteuer, bevor sie ihm begegnete, der ihr Partner geworden ist. Ursprünglich kam er Bapy besuchen, geblieben ist er wegen Mama. Er macht sie glücklich, und du verstehst dich gut mit ihm. Ihr empfindet Freundschaft und Wertschätzung füreinander; ich glaube, du verunsicherst und beunruhigst ihn ein bisschen, er weiß nicht genau, woran er sich dir gegenüber halten soll. Aber er hat dich gern. Und er ist der Papa deines kleinen Bruders.

Der kleine Mann deines Lebens. So zart, so fröhlich. Du warst bei seiner Geburt dabei, du siehst, wie er größer wird. Du schaust ihm zu, wenn er schläft. Du schaust ihm zu, wie er erwacht. Dir kommt es manchmal so vor, als wärst du seine Tante, dann wieder bist du überzeugt, dass du seine Schwester bist. Aber Mama bleibt Mama. Deine Mama, die dir immer zuhört, die immer gleich riecht und die dir mit der Hand die Haare aus der Stirne streicht oder – ganz unauffällig – das Zeichen eines kleinen Kreuzes zeichnet, das dich beschützen soll, wenn du in die weite Welt hinausgehst.

Mama ist groß, schlank, hat viel hellere Haut als du. Sie neigt oft den Kopf zur Seite, dann fallen ihre braunen Haare auf eine ihrer Schultern. Ihr Bauch ist flach und formt mit den Hüften eine einzige Fläche, und das findest du schön. Mama ist älter als ihr Freund. Etwas über zwölf Jahre älter.

Zu Beginn fand sie das schwierig. Nicht in ihrem tiefsten Innern, nicht wenn sie auf ihr Herz hörte, aber sie spürte das ganze Gewicht der kritischen Blicke, der Meinung, die sich in den Augen des Gegenübers spiegelte: »Er könnte fast dein Sohn sein.« »In zwanzig Jahren bist du eine alte Frau und er ein Mann in der Blüte seiner Jahre – du wirst seinetwegen leiden.«

Dein Diskriminierungs-Radar tritt in Aktion. Würde es sich um einen vierzigjährigen Mann handeln, der in einer glücklichen Beziehung lebt mit einer jungen Frau, die zwölf oder mehr Jahre jünger ist als er, hätte niemand etwas daran auszusetzen, vielmehr hätten alle das Erfrischende, die Energie und die Freude bemerkt, die von dieser Verbindung ausgeht.

Die gleiche Ungerechtigkeit hast du empfunden an dem Tag, als deine Freundin Katlinka die Beziehung zu ihrer Partnerin publik machte. »Ich finde es toll, dass ihr eure Beziehung so offen lebt«, hat ihr eine Freundin gesagt. Das war nett und sollte Ausdruck wahrer Toleranz sein. Hätte es sich aber um ein heterosexuelles Paar gehandelt, hätte niemand eine derartige Bemerkung gemacht. Dir gefällt der Begriff der Toleranz überhaupt nicht. Du findest, Toleranz geht immer von oben nach unten. Du siehst darin versteckt eine Art Hierarchie.

*Schließt ein kleiner Bub Freundschaft mit einem kleinen Mädchen und wird sie seine Spielkameradin, sagt man: Er ist verliebt.*

*Schließt er hingegen Freundschaft mit einem Buben, sagt man bloß: Er spielt mit seinem besten Freund. Wenn zwei Mädchen Freundinnen sind, sagt man nicht: Sie hat den Nachmittag mit dem Mädchen verbracht, in das sie verliebt ist.*

*All diese Begriffe sind dem Kind fremd. Sie führen zu Spaltungen, zu Sexismus, zu Gewohnheiten. Sie etablieren gewisse Konstellationen und lassen Zweifel aufkommen, ob gewisse andere zugelassen sind, ob man als Knabe in einen anderen Knaben verliebt sein darf oder ob eine Frau einen Freund haben darf, der nicht ihr Geliebter ist.*

»Was ist dein Ziel im Leben?«, hat Bapy Lorens gefragt. Damals hat niemand sich vorgestellt, dass er eines Tages der Papa seines kleinen Bruders werden würde.

Die Antwort von Lorens hatte ihn überrascht. »Mein Ziel im Leben? Vermutlich, jemandes Ziel zu sein.« Während sie ihm zuhörte, stellte Mama fest, dass sie nie jemandes Ziel gewesen war. Sie begann mit ihm zu reden, vorsichtig, blieb auf der Türschwelle des Raums stehen, in dem er mit Bapy saß. In den darauffolgenden Tagen trennten sie sich praktisch nicht mehr, er kam jeden Morgen wieder. Und eines Tages ging er nicht mehr weg.

Das war der Moment, als die anderen ihre Bemerkungen machten und ihre Meinung sagten. Mama war verstört. Die alten Reflexe der alleinerziehenden Mutter kamen wieder hoch. Sie hielt Lorens auf Distanz, versuchte ihn zu vergessen und bat ihn, dasselbe zu tun. Er aber war geduldig. Er sagte ihr, er habe Vertrauen zu ihr. Das war neu

für sie, sie kannte außer Bapy und dir niemanden, der ihr so aufrichtig vertraute. Es war ihr neu, jemandes Ziel zu sein.

Natürlich fehlte er ihr. Sie fühlte sich wohl in seinen Armen, war sie selbst. Sie fühlte sich interessant, verstanden, interessiert. Ihr Verlangen, ihr Gefühl, die Beziehung entwickelte sich von selbst, ihr eigenes Vertrauen garte unter der Kruste der Frage, was die Leute wohl sagen.

Eines Abends, als er die Hoffnung schon aufgegeben hatte, setzte sie sich vor allen Leuten auf seine Knie und legte ihren Arm um seine Schultern. Sie sagte kein Wort und er auch nicht. Du hast beobachtet, wie die Freude ihn aufleben ließ wie Regen die Wüste. So verging der Abend. Mama stand öfter auf, um etwas zu holen oder zu tun, kam aber immer zurück und setzte sich auf seinen Schoß und redete mit ihm, wie man mit dem Geliebten redet. Das war nicht demonstrativ, aber ihre Haltung hatte sich irgendwie verändert. Die Bemerkungen der anderen hatten keinen Platz mehr, sie kamen ihr nicht einmal mehr in den Sinn.

# 8

Dein kleiner Bruder ist zuhause auf die Welt gekommen, in einer ganz ruhigen Atmosphäre, umgeben von großem Vertrauen. Vom ersten Tag ihrer Schwangerschaft an war Mama so ruhig. »Schau«, sagte sie zu dir, »wie alles in mir vor sich geht, ohne dass ich etwas dazu tun muss. Sieh diesen unglaublichen Prozess, der sich in Bewegung setzt, ohne dass man sich darum sorgen, sich anstrengen oder irgendetwas verändern muss!«

Du warst von den Entwicklungen fasziniert, die sie dir erklärte. Das subtile Zusammenspiel der Hormone, die vielen Vorgänge, die sich in Bewegung setzten, damit der Fötus sich einnisten kann, weder als Eindringling noch als Organ wahrgenommen wird, auf dass jemand in jemand anderem zu leben beginne.

Du beobachtetest Lorens, wie er Vater wurde, lange vor dem Moment, von dem man seit jeher sagt, ein Mann sei Vater geworden, der so konventionell, so praktisch ist: dem Moment der Geburt. Du sahst, wie dieses Baby der Geburtshelfer seiner Eltern wurde. Und seiner großen Schwester.

Du beobachtetest auch, wie sehr all das, was euch Vertrauen und Sicherheit schenkte, bei anderen Menschen das exakte Gegenteil auslösen konnte. Vertrauen hat viele Gesichter, und alle sind richtig, auch wenn sie ab und zu unvereinbar sind. Was uns Vertrauen gibt, steht außer Diskussion. Nirgends sonst hast du so kontrastierende und so endgültige Standpunkte und Meinungen gesehen. Was die einen beruhigt, versetzt andere in Panik – und umgekehrt. Die Vorstellung, im Krankenhaus zu gebären, in einem kontrollierten Umfeld, wo man sich entspannen kann, wenn alle Werte in Ordnung sind, beruhigt diejenigen, die eine Hausgeburt ohne Absicherungen vor Angst verrückt machen würde. Andere sind schon total gestresst, wenn sie nur an den Spitalgeruch denken, an das Piepsen der Monitore, auf die sie obsessiv zu schauen beginnen, weil die kleinste Veränderung eines Wertes in ihnen eine Welle der Angst auslöst. Beruhigt werden sie aber, wenn sie sich vorstellen, im vertrauten familiären Umfeld zu gebären, in den eigenen vier Wänden mit den vertrauten Lichtern, Farben und Gerüchen.

Am Tag der Geburt, oder vielmehr in jener Nacht, bist du dabeigebblieben. Du bist weder erschrocken noch wurdest du abgeschreckt. Du hast keine Angst bekommen. Mama wusste genau, was sie wollte, schon bei deiner Geburt, als sie ganz allein war. Nun war Lorens da und du auch. »Je weniger Angst ich habe, desto weniger Schmerzen werde ich haben«, sagte sie. Sie war überzeugt, dass ihre Gebärmutter keine andere Reaktion haben konnte, als die drei bekannten Reaktionen: Wenn Gefahr droht, gibt es nur Flucht,